

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 27 (1971)
Heft: 6

Artikel: Sonderbundsflagge oder Signal eines Unbehagens? : Zum Vorschlag einer "Fahne der Romandie"
Autor: Bernhard, Roberto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-422149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gutes getan hat, und neulich ging durch die Presse die Nachricht vom Journalistenaustausch, besonders in dem bedeutenden Artikel „Journalistenaustausch zwischen den Landesteilen“ von Dr. Otto Frei in der „Neuen Zürcher Zeitung“. Auch die Bemühungen von Radio und Fernsehen, der Presse beider Landesteile und der Neuen Helvetischen Gesellschaft dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Das Buch Aymon de Mestrals setzt sich aus Artikeln zusammen, die zwischen den Jahren 1967 und 1970 in der westschweizerischen Presse erschienen sind. Alt-Ständeratspräsident Frédéric Fauquex hat ein sympathisches Vorwort geschrieben.

Eugen Teucher

Sonderbundsflagge oder Signal eines Unbehagens?

Zum Vorschlag einer „Fahne der Romandie“

Von Dr. Roberto Bernhard

Der Generalsekretär des separatistischen „Rassemblement jurassien“ hat unlängst sein altes Vorhaben, eine welsche Fahne zu schaffen, wieder ausgegraben. Der Gedanke ist zwar vor etlichen Jahren erstmals von einem Lausanner Chefredaktor geäußert worden. Der separatistische Förderer dieser Idee möchte daran erinnern, daß die Romandie zur Zeit burgundischer Herrschaft unter einer Krone vereinigt war. Das ist ein Rückgriff um ein gutes Jahrtausend — ein bißchen viel, um von drängender Aktualität zu sein. Immerhin müßten die von besagtem Generalsekretär nicht selten scheel angesehenen Deutschschweizer sich vorbehalten, ebenfalls und gesamthaft zu dem unter solchem Fahnen-tuch burgundische Reminiszenzen verkörpernden welschen Harste zu stoßen. Denn die Krone des rudolfischen Königreiches Hochburgund wurde am 2. Februar 1033 vom deutschen Kaiser, dem Salier Konrad II., in Payerne empfangen und von 1038 an von seinem Sohne, dem späteren Kaiser Heinrich III., getragen, der im selben Jahre auch die Würde eines Herzogs von Schwaben und Alamannien erhielt. Man kann eben nicht so leicht hin auf hochburgundische Geschichte zurückgreifen, ohne sehr bald auf eine für separatistisches Empfinden eher verdrießliche, schon damals als zusammengehöriges alemannisch-welsches Gemeinwesen empfundene Vorformung der späteren, eidgenössischen Schweiz zu stoßen. Und wenn schon so weit zurückliegende

Zeiten bemüht werden müssen, so müßte, bei einem weiteren Schritt in die Zeit zurück bis um 600, in Kauf genommen werden, daß sich alle alemannischen Schweizer von der westlichen Sprachgrenze bis zur Zürcher Allmannkette, des damaligen Einflusses aus Dijon gedenkend, einträchtig unter das geplante neue Feldzeichen drängten. Ist es das, was der Beschwörer burgundisch motivierter Zusammengehörigkeit aus Delsberg wollte?

Kaum! Er begründet nämlich sein Anliegen mit der harmlos scheinenden Behauptung, an internationalen Versammlungen, wo die Romands als solche eingeladen seien, wisse man nie, wie ihre Gegenwart zu versinnbildlichen sei, da man — im Gegensatz zu den Wallonen, Aostatalern, Quebeckern oder Basken — über kein gemeinsames Emblem verfüge. Man müßte vielmehr sechs welsche Fahnen — fünf westschweizerische Kantonsfahnen und die jurassische — aufziehen, „aber in der heutigen Welt ist ein Kanton nichts“. Davon, daß die Welschschweizer einfach im Zeichen des Schweizer Kreuzes erscheinen könnten, ist keine Rede. Der Generalsekretär hat es nämlich eilig, die Romands „in der modernen Schweiz zu einer erneuten Selbstdefinition gelangen zu lassen“. Überdies ist „das Schweizer Kreuz ja eine deutschschweizerische Erfindung“.

Romandie kein Eintopfgericht

Der Fähnrich aus Delsberg räumte zwar gegenüber einem Pressevertreter aus der Deutschschweiz ein, daß das Kantonalgefühl in der Welschschweiz noch in sehr großem Maße bestehe. Ob er sich dessen voll bewußt sei, ist jedoch die Frage. Sie stellt sich schon, wenn man vernimmt, daß solche separatistische Prominenz in einem Kreise welscher Persönlichkeiten die Behauptung aufstellt, keinen wesentlichen Unterschied zwischen Jura, Neuenburgern, Waadtländern, Genfern, Freiburgern oder Wallisern erblicken zu können — eine Behauptung, welche die Anwesenden zum Austausch erstaunt-bedeutungsvoller Blicke und nachträglicher, kopfschüttelnd vorgebrachter Glossen veranlaßt haben soll. Nationalrat Gérard Glasson schrieb denn auch in seiner Zeitung „La Gruyère“: „Im Grunde existiert die Romandie vor allem in den Augen der Deutschschweizer. Doch ist es objektiv möglich, sie zu umschreiben? Man weist ihr fünf Kantone zu: Waadt, Genf, Neuenburg, Wallis und Freiburg. Doch die letzten beiden sind zum Teil deutsch. Umgekehrt ist der noch legal Bern angegliederte Jura mehrheitlich französischer Ausdrucksweise. Es gibt folglich weder eine politische Grenze noch eine geschichtliche Grundlage, um das Welschland zu orten . . .

Es sei denn — sagt man —, man gehe bis auf die Burgunder zurück. Man wird ohne Zweifel die volkstumsmäßige Einheit anrufen. Man wird auch auf die Sprachgemeinschaft pochen. Auf diesem Gebiet ist es angebracht, sich nicht zu weit vorzuwagen. Der echte Greyerzer ist alpinen Schlages. Seine Mundart steht den Idiomen der Rhonegegend nahe. Er gehört der Überlieferung der Langue d'oc an. Der Elsgauer (Ajoulot) ist ein Vetter des Freigräflers. Seine bodenständige Sprache ist der Langue d'oïl verwandt. Es gibt somit auch kein welsches „Volk“.

Feldzeichen wider die Deutschschweiz?

Der einseitig in sprachnationalistischen Begriffen denkende Separatismus vermag anscheinend auch die Differenzierung durch andere Faktoren als die ursprüngliche Zugehörigkeit der Welschschweiz zu den beiden historischen Untergruppen des Französischen zu wenig zu fassen. Das Auseinanderklaffen der Mentalität der alpinen, katholischen und der westschweizerisch-evangelischen Bevölkerung scheint ihn nicht zu erreichen. Calvinistische Urbanität und verhaltener weltmännischer Stolz der Genfer gerät ihm mit dem puritanische Impfnarben aufweisenden Epikureertum und der erdnahen, bisweilen etwas „schwejkhaften“ Bonhomie mancher Waadtländer in einen Topf. Der jurassische Separatismus bleibt, hier ungeschichtlich und unpolitisch empfindend, dem Glauben an die vorwiegend sprachliche Zusammengehörigkeit verfangen. Er ist sozusagen dem Lapsus jenes Berner Politikers, der 1947 mit seiner Äußerung, die bernische Baudirektion sei zu bedeutend, um einem Regierungsrate französischer Zunge anvertraut zu werden, ein gewisses Unbehagen im Jura dauerhaft manifest werden ließ, aufgesessen und davon nicht mehr losgekommen. Die welsche Einheit, die sich in einer welschen Fahne versinnbildlichen soll, wird ja denn auch von ihren Promotoren offen als Mittel zur Abwehr der „deutschschweizerischen Vorherrschaft“ in der Eidgenossenschaft angepriesen.

Welsche Kritiker sehen ein antihelvetisches Signet

Die Tauglichkeit dieses Mittels wird indessen auch von welschen Stimmen bestritten. So schrieb der Lausanner Honorarprofessor René Rapin der „Gazette de Lausanne“ was folgt: „Im Schoße einer Konföderation, deren einzigartige Ursprünglichkeit darin besteht, unter ein und derselben Flagge fünfundzwanzig (und vielleicht morgen, falls die Anstrengungen des Herrn Béguelin

und seiner jurassischen Mitbürger zum Ziele führen, sechsundzwanzig) Staaten verschiedener Sprachen leben zu lassen, eine vorgebliche Romandie (werden Wallis und Freiburg mit ihrer Zweisprachigkeit dazugehören?) zu schaffen, deren neue Fahne und deren „größere Einheit“ notwendigerweise gegen eine Deutschschweiz gerichtet sein werden, die man uns da als unitarisch und beherrschend darstellt — das heißt nicht „den Föderalismus neu durchdenken“, sondern ihn zerstören. Das heißt an die niedrigsten Instinkte appellieren, die Gärstoffe der Zwiebrucht einpflanzen oder wiederbeleben, ja vielleicht in Freiburg und Wallis den Bruch herausfordern. Das heißt, außerdem und vor allem, in der Schweiz absichtlich jene ausgeprägte Gegenüberstellung zweier gegensätzlicher Sprachblöcke schaffen, die gerade heute den Bestand Belgiens als Nation bedroht.“

Gérard Glasson ist in „La Gruyère“ nicht weniger deutlich: „Doch was wird der tiefe Sinn dieser welschen Fahne sein? Ich stelle mir die Frage. Denn derzeit sehe ich nur Genfer, Waadtländer, Freiburger, Neuenburger, Walliser und Jurassier. Auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Epochen haben sie sich aus ungleichen Gründen in die schweizerische Eidgenossenschaft eingefügt. Sie gehören einem strukturierten Staate an, der sich morgen einem vereinigten Europa beigesellen wird. Ist das der Augenblick, um einen Sonderzug zu bilden, um eine Romandie zu konstituieren, die nichts als ein Phantasiegebilde ist? Persönlich mache ich nicht mit. Und ich würde vor Wut entbrennen, falls die deutsche Schweiz als solche und die italienische Schweiz auf den Gedanken verfielen, ihre eigenen Banner einzuweihen.“

Hintergründige Anzeichen

Die letztgenannte „Gefahr“ besteht allerdings nicht, obwohl Béguelin gefunden haben soll, wenn jemand in der deutschen Schweiz sich angegriffen fühle, so könne er ja eine deutschschweizerische Fahne schaffen. Er selber glaubt zwar nicht so recht an eine solche Möglichkeit — eben weil das weiße Kreuz im roten Feld deutschschweizerischer Herkunft sei. Die Manie, die Schweiz als Bund von vier Sprachgebieten aufzufassen, sie damit ihrer ausgleichenden Vielgliedrigkeit zu berauben und so in ihrem Bestande zu gefährden, scheint allerdings, wenn man die separatistische Gesamthaltung überblickt, Methode zu haben. So kommt denn der unterschwellige Gedanke, das Sinnbild der Eidgenossenschaft zum Kennzeichen der Deutschschweiz abzuwerten und in den Zonen französischer Sprachdominanz als einendes Zeichen zurückzudrängen, kaum von ungefähr.

Man leistet indessen von deutschschweizerischer Seite keinen Beitrag zur Beseitigung solcher hinterhältiger Strömungen, wenn man — wie das jüngst geschehen ist — das vom bernischen Staate immerhin anerkannte jurassische Wappen unter Mißbrauch einer gemeindeeigenen Feuerwehrleiter eigenmächtig von einem Hause herunterholt, dessen Eigentümerin das Anbringen gestattet hat, und indem man den abmontierten Schild öffentlich zertrümmert. Man leistet auch keinen Beitrag zur Erkenntnis tragender Elemente solcher Sehnsüchte nach Feldzeichen, unter denen der Deutschschweiz die Stirne geboten werden soll. Die Vermutung hat sich bestätigt, daß bei Béguelins „Fahnentürk“ seine Überzeugung eine Rolle spielt, die junge Generation in der Deutschschweiz habe das kantonale Heimatgefühl verloren und reagiere nur noch „gesamtdeutschschweizerisch“. Wir glauben uns in der Tat daran erinnern zu können, daß der stets fahnenselige Separatistenführer sich vor einigen Jahren davon tief beeindruckt zeigte, daß Zürcher Mittelschüler auf seine Frage, was ihnen die Zürcher Fahne bedeute, nur lächelndes Achselzucken übrig hatten. Er befürchtet, daß namentlich in den nicht für konservativ gehaltenen Industriezonen der nördlichen Schweiz der Sinn für kantonale Aufgliederung verschwinde und sich zu den kantonalistisch empfindenden welschen Schweizern ein machtvoller, aber amorpher, wenn nicht gar monolithischer Block deutscher Sprache gegenüberstelle.

Verschiedene Umstände dürften diese Befürchtung begünstigen. Da ist die Tatsache, daß der Separatismus in der Deutschschweiz auf verhältnismäßig einheitliche Widerstände gestoßen ist, die ihm diese Region mehr oder weniger als eine unterschiedslose Masse erscheinen lassen mußten. Die alemannische Allergie gegen sprachlich-völkische Gefühlsduseleien, in denen der Separatismus seinen Kitt finden zu müssen glaubt, wurde dabei als tieferer Grund dieser unter Deutschschweizern verschiedensten Temperaments verbreiteten Reaktion verkannt. — Der separatistische Hochmut gegenüber den schweizerdeutschen Mundarten hat es gewissen Leuten im Jura verunmöglicht, die darin trotz gewisser Verflachungen unverkennbar zum Ausdruck gelangenden Verschiedenheiten der „Seelenlage“ der einzelnen alemannischen Stämme zu erfassen und als Wirklichkeit von politischer Bedeutung zu werten. — Die den Separatismus beherrschenden ethnischen Gesichtspunkte verhüllen ihm auch, daß dort, wo kantonale Partikularismen in der Deutschschweiz verwischt werden, kein bewußtes Suchen nach einem breiteren Deutschschweizertum Platz greift, sondern die vielsprachige Schweiz als Heimatraum

vor Augen bleibt. Die Gefahr militanten Deutschschweizertums droht höchstens reaktiv, nämlich auf „lateinische“ Herausforderungen vom Kaliber der Überfremdungsfrage hin. Derart herausfordernde Kontraproduktivität könnte indessen auch einem Sonderbündler-Feldzeichen eignen. — Ein Verständnis der Verhaltenheit, mit welcher die meisten Zürcher — trotz ihrer in anderer Beziehung gerne als „großmäulig“ und „expansiv“ bezeichneten Art — ihre Liebe zum Heimatkanton pflegen und gegen jede auffallende Kundgabe — vom Sechseläuten vielleicht abgesehen — abschirmen, konnte natürlich (und leider) separatistischer Prominenz kaum einfühlbar sein.

Ein Warnsignal

Dennoch spricht aus dem ganzen Fahnenrummel eine deutliche, beherzigenswerte Mahnung an die deutsche Schweiz heraus. Sie spricht nicht allein für jenen pfleglichen Umgang mit Minderheiten, der nur in deren Hochschätzung und im offenen Ohr für diese besteht. Die Mahnung geht auch dahin, trotz starker Bevölkerungsbewegung und Massenmedien die Eigenarten, die den St.-Galler vom Zürcher, den Basler vom Berner, den Luzerner vom Schaffhauser sichtlich unterscheiden, nicht absterben zu lassen. Nur so sind die abwechselnden Kombinationen, die das schweizerische Mosaikspiel funktionstüchtig erhalten, als Chance der Minderheiten gewährleistet.

Schweizerdeutsch als Trennwand

Wenn junge Romands, stolz auf ihre in der Schule erworbenen Deutschkenntnisse, zur Entdeckungsreise in den Landesteil jenseits der Saane aufbrechen, tritt zunächst in der Regel ein Schock ein: Rundherum, auf der Straße, im Tram, in der Wirtschaft, am Familientisch wird nicht Hochdeutsch, sondern Schweizerdeutsch gesprochen — ein für die Welschen fremdes Idiom, beinahe unfaßbar in der Vielfalt seiner rauh wirkenden Laute. So bleibt der Romand „draußen“, außerhalb der Kommunikation, sozusagen ausgeschlossen aus dem Haus. Die Reaktion ist meistens das „repliement sur soi-même“, also der Rückzug ins Schneckenhaus, die Flucht in den Cercle romand, wenn nicht gar die Rückkehr zur vertrauten lemanischen Welt.